

Weichenstellungen im Leben eines *peregrinus*
(Worte anlässlich der Feier im Haus der Universität am 10. November 2018)

Rudolf Hiestand

Es gibt im Rückblick Jahre, in denen das ganze Leben in dichter Folge bestimmende Wendungen nimmt, Linien zusammenlaufen, zum Teil enden, zum Teil weiterlaufen, während andere ihren Ausgangspunkt finden. So sind es heute an diesem 10. November genau 60 Jahre, als – auch damals einem Samstag – im Rückblick nochmals verkürzt, ein solcher Wendepunkt eintrat, ja, man könnte das ganze Jahr 1958 als ein persönliches „Achsenjahr“ bezeichnen, um das die folgenden Worte kreisen werden.

Vorausgehen sollen, wie es sich gebührt, Dankesworte. Unmittelbar zu danken habe ich Eva Schlotheuber und dem Dekan der Philosophischen Fakultät, die in durchaus unüblich gewordener Weise den halbrunden Geburtstag eines Emeritus mit einer Feier zu begehen vorschlugen. Zu danken ist den Kollegen, Schülern, Freunden *utriusque generis*, die zum Teil weither, selbst über den Atlantik, der Einladung gefolgt sind, und allen, die mit ihrem ehemaligen *magister* zum Teil über Jahrzehnte den Kontakt bewahrt haben, sie alle Wegbegleiter während einer längeren oder kürzeren Zeit. Ihnen habe ich viel zu verdanken, wie leicht verkannt gerade auch als Lehrer den Schülern.

Erwähnt werden sollen einige, die nicht mehr unter uns sind: mein jahrzehntelanger Kollege Josef Semmler, meine beiden, einst als wissenschaftliche Erben angedachten Mitarbeiter Jürgen Simon und Stefan Weiß, von den Studierenden schließlich Elke Schneider, deren Arbeit über die Juden in England unvollendet geblieben ist. Last but not least, unsere langjährige Sekretärin Karin Heemskerk, die so etwas wie eine Mutter des Lehrstuhls war, bei der Studierende Rat und Wegleitung fanden. Genannt seien noch zwei, die nicht dabei sein können, Albrecht Graf Finckenstein, während zwanzig Jahren mein Assistent und Kollege, mit dem manche Frage besprochen werden konnte, und zu meinem besonderen Bedauern mein Mentor, Kollege und Freund Hans Eberhard Mayer, der sowohl die Römer als auch die Kieler Zeit mitvertreten hätte.

Im Sommer hat mir Eva Schlotheuber vorgeschlagen, einen Blick auf den beruflichen Weg zu werfen, auf jene *peregrinatio academica*, die schließlich in Düsseldorf geendet hat. Dem stellte ich damals den Vorschlag entgegen, noch einmal über einen Splitter aus augenblicklicher Forschung zu berichten, doch im Nachhinein schien mir dies angesichts des „Festvortrages“ von Jochen Burgtorf, leicht auf eine Art Wettstreit zwischen Lehrer und Schüler hinauszulaufen. So komme ich auf den ersten Vorschlag zurück, einerseits etwas weiter ausgreifend und persönlicher als 1998 und 2013, andererseits stärker um einen Kernpunkt angeordnet, eben jenes Jahr 1958. Jochen Burgtorf, der mir seit anderthalb Jahrzehnten bei der Erstellung des *Oriens Pontificius* zur Seite steht, seit kurzem auch offiziell als Mitleiter, konnten wir über einen bisher kaum beachteten Aspekt der Geschichte des Kreuzfahrerstaaten zuhören, der sich in einem weiteren Sinne unter das Stichwort unfreiwilliger „*peregrini*“ stellen ließe und auch für mich in der Weite der Fragestellung und in den Ergebnissen viel Neues gebracht und in bester Weise gezeigt hat, wie Schüler oft über den Lehrer hinausgehen. Dafür sei ihm mein herzlicher Dank ausgesprochen.

Begonnen sei im *cursus vitae* mit der „Sozialisation“ eines Bauernurenkels, eines Secundo oder Terzo, der weniger selbst hinauszog als vielmehr hinausgezogen wurde. Und doch könnte in der Rückschau manches irgendwie vorgezeichnet erscheinen. Mit einem Urgroßvater, drei Großmüttern und einem Großvater als Volksschulbez. Primarschullehrer und -lehrerinnen und beiden Eltern als Gymnasiallehrern war der eigene Beruf als Lehrer, wenn auch nach zwei zwischenzeitlichen „Ausflügen“ in die Wirtschaft und in die Chemie als Wunschzielen, fast unausweichlich. Früh fand die Patin, er wäre geeignet, ihre nach dem spanischen Bürgerkrieg in die Schweiz zurückgekehrte Nichte beim Erlernen der deutschen Grammatik zu unterstützen, wie sein Primarlehrer ihm auftrag, mit Klassenkameraden die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium vorzubereiten. Dazu kam zuerst die kirchliche Jugend-, später die theologische Erwachsenenarbeit. Auf der anderen Seite ein *peregrinus* mit Vorfahren, die einst ins „gelobte Land“ jenseits des Atlantiks ausgewandert, zum Teil aber enttäuscht zurückgekehrt waren, und einem Großonkel, der seiner Herkunft gemäß als „Schweizer“ sein

Leben in Deutschland verbracht hatte, war auch ihm „Reisläuferei“ sozusagen im Blut.

Da es nun um einen eidgenössischen Reisläufer geht, seien vier prägende Gegebenheiten erwähnt, die im „großen Kanton“, wie man südlich des Rheins den Nachbar nördlich des Rheins nennt, oft übersehen werden, ohne die jedoch jener schlecht verstanden wird.

1. die Schweiz ist ein kleines Land, ein Zehntel der Bundesrepublik, sodass nach höchstens 80-100 km für jeden Ausland beginnt, was in den Blick unvermeidlich immer auch das einzubeziehen ist, was dort geschieht, andererseits jeder jeden mindestens über Umwege irgendwie kennt;

2. eigentlich gibt es gar keine „Schweizer“, sondern nur Bürger einer politischen Gemeinde in einem der 25 Kantone, in meinem Fall sogar ein Doppelbürger, nämlich von Schönenberg im Kanton Zürich und über den Großvater durch Einkauf Bürger der Stadt Zürich und während einiger Monate im Kanton Bern musste auch ich dort eine andere Schrift lernen. Daher ist der Blick stets von dem mitbestimmt, was im engsten Umfeld geschieht;

3. es ist Mythos, dass Schweizer mehrsprachig geboren seien. Meine Generation hat eine andere Landessprache erst spät in der Schule gelernt: Französisch im 8. Schuljahr, dann Italienisch nur fakultativ im 11. Schuljahr, Romanisch höchstens in den Ferien einige Worte. Daher konnten die Eltern lange Zeit miteinander Französisch sprechen, wenn die Kinder es nicht verstehen sollten. Dennoch sind wir in Wortschatz und Grammatik alle zweisprachig, oft dreisprachig durch den örtlichen Dialekt, darüber die *lingua communis* des Schweizerdeutschen und schließlich das Hochdeutsche, das anders als etwa in Norddeutschland eben kein soziales Phänomen ist, in der Kirche nicht über Predigt und Liturgie hinaus, in der Schule und selbst auf der Universität nur im eigentlichen Unterricht verwendet wird, während schon für Pausengespräche mit dem Dozenten sofort auf das Schweizerdeutsche gewechselt wird;

4. in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Schweiz nur bedingt eine „Insel der Seligen“, gewiss von umfassenden Kriegshandlungen verschont, doch die Väter standen z.T. jahrelang an der Grenze, es gab

Rationierung, regelmäßig mussten Luftschutzkeller aufgesucht, mit der Gasmasken geübt werden; sowohl 1940 als auch 1945 fielen in der nächsten Nachbarschaft Bomben, denen die Frau eines Lehrers und der Vater einer Mitschülerin zum Opfer fielen. Gewiss alles nicht von ferne mit dem zu vergleichen, was um die Schweiz herum geschah. Dennoch für meine Generation wurde der Zweite Weltkrieg wie für die Generation der Eltern der Erste Weltkrieg prägend.

So war das eigene Verhältnis zu Deutschland durchaus zwiespältig, obwohl beide Eltern Studiensemester in Königsberg, Berlin, wo der Vater den Kapp- Putsch im Hause eines preußischen Generals hautnah miterlebte, in München und Kiel verbrachten. Während des Krieges kamen 1940 weit über 100'000 polnische Soldaten über die Westgrenze, die bis zum Kriegsende auf dem Land die abwesenden Bauern ersetzten, anfangs mehrere Hunderttausend Franzosen, die freilich bald nach Hause kehrten, später Kämpfer der italienischen Resistenza, daneben in viel kleinerer Zahl aber doch in jeder Kirchgemeinde für kürzere oder längere Zeit jüdische Flüchtlinge, die soweit möglich anfangs ins unbesetzte Frankreich, dann in die USA weiterwanderten, zuletzt kamen seit 1944 Schweizer, die beruflich nach Deutschland gegangen waren, am Familientisch über ihre Erlebnisse erzählten und nun in der Heimat eine neue Existenz aufbauen mussten, nach dem Kriegsende zur Erholung Kinder aus den Nachbarländern, die während Wochen oder Monaten mit uns zur Schule gingen.

Nun zur eigenen *peregrinatio*. Auf das Gymnasium und Ferienkurse in Frankreich, Italien und England folgte das Studium der Geschichte, Romanistik und Altphilologie. Vom ersten Semester faszinierte der in Kolumbien geborene Marcel Beck, einst im Gymnasium ein Schüler meines Vaters, ehemaliger Mitarbeiter von Paul Fridolin Kehr an den *Monumenta Germaniae Historica* und an der *Germania Pontificia* mit einer Vorlesung über Byzanz, neben ihm der aus Hamburg stammende Althistoriker Ernst Meyer (*Römischer Staat und Staatsgedanke*), ganz trocken, aber ungeheuer gelehrt und so klar, dass man nach dem ganzen Zyklus bereits beinahe eine ausgearbeitete Vorlage für die ersten zwei Jahre des späteren eigenen Unterrichts hatte. Bald tauchten in steigender Zahl deutsche Kommilitonen auf, die uns rhetorisch weit überlegen waren und daher von einzelnen Professoren, ich nenne nur Emil Staiger, gehätschelt wurden. Dabei stießen zugleich zwei

Ausrichtungen des akademischen Unterrichts aufeinander: wir orientierten uns in hohem Masse an den historischen Abläufen und Fakten, meist quellenorientiert, als Basis für den von der Mehrzahl angestrebten Schuldienst, wie fast alle unserer Professoren vorher Gymnasiallehrer gewesen waren; die deutschen Kommilitonen brillierten mit der Kenntnis von Aufsätzen und wissenschaftlichen Kontroversen. Hinzukamen regelmäßig Gastvorträge von bedeutenden, aus der Literatur bekannten Fachvertretern wie Hermann Tüchle, Leo Santifaller, Lucien Fèbvre und vor allem Percy Ernst Schramm. 1954/1955 folgte die für das Romanistikstudium obligatorische Zeit in Paris an der Sorbonne, der École pratique des Hautes-Études, dem Collège de France bei Pierre Courcelle, Rodolphe Guiland und vor allem Robert Fawtier, in dessen Oberseminar in einem riesigen Estrich um ein kleines Tischchen gedrängt es galt, anhand des Originals die Comptes Royaux von Philippe le Bel zu entziffern und zu interpretieren.

Wie als allgemeine Ausrichtung angedeutet, war in all diesen Jahren das eigene Berufsziel Lehrer an einem Gymnasium. Die Vorstellung, einmal in Deutschland zu „landen“, stand fern, ja als mein Vater nach dem Pariser Jahr noch ein Auslandsemester in Deutschland anbot, lehnte ich ab. Bekanntlich kam es anders, 30 Jahren in der Schweiz und fünf in Italien und dem Nahen Osten stehen heute 50 Jahre in Deutschland gegenüber.

Mit der Rückkehr aus Paris nach Zürich im Herbst 1955 begann Lehrtätigkeit an verschiedenen Schweizer Gymnasien, im April 1958 war Abgabe der Dissertation, doch es musste noch rasch eine fehlende Griechisch-Seminararbeit nachgereicht werden, bis am 12. Juli wie in Zürich üblich am Samstagnachmittag für alle Doktoranden des Semesters 2 ½ Stunden mündlicher Prüfung anstanden, unter ständigem Kommen und Gehen anderer Professoren, die sich auf den hinteren Bänken ganz offen und zum Teil laut über andere Prüflinge unterhielten, gefolgt von der Verkündung des Prädikats vor versammelter Fakultät, was im deutschen System zugleich als Staatsexamen galt. Das war, um auf das Achsenjahr zurückzukommen, 1958/I.

Bereits am Tag darauf begann eine „Morgenlandfahrt“ des Zürcher Seminars in die Türkei unter der Leitung von Marcel Beck per Eisenbahn durch den Balkan. Schon am zweiten Tag hörten wir vom Staatsstreich im Irak, bei der Ankunft in Istanbul von der Landung der Amerikaner im Libanon und sahen dann im Landesinneren die türkischen Soldaten, die in langen Kolonnen zu Fuß an die syrische Grenze eilten. Fünf Wochen ging es vom Bosphorus über Nikäa, Ephesus, Smyrna, die anatolische Hochebene, die kappadokischen Höhlenkirchen, die Hethiter-Hauptstadt Bogazköy zum Atatürk-Mausoleum in Ankara: das war 1958/II.

Solche Morgenlandfahrten führten zwischen 1958 und 1966 jedes Jahr, bald schon in mitleitender Funktion, in den Nahen Osten, zu den Pyramiden und den Wüstenklöstern Ägyptens, auf den Sinai und nach Abu Simbel, von Beirut über Damaskus zur Oasenstadt Palmyra und zur Felsenstadt Petra, zum Krak des Chevaliers und dem Simeonskloster, von Bagdad über Babylon und Ur und den Feigenbaum des Paradieses nach Basra und über Samara und Hatra nach Mossul und Ninive, von Teheran an das kaspische Meer und nach Isfahan, Persepolis, Shiraz zu den Ölquellen bei Ahwas und zurück am Ararat vorbei nach Erzerum. Reisen mit kirchlichen Laiengruppen und ein fast einjähriger Aufenthalt in der Türkei über weite Strecken auf Schusters Rappen brachten eine vertiefte Kenntnis von Land und Leuten.

Doch zurück zum Jahr 1958. Im September erlaubte eine Woche Unterrichtspause die erstmalige Teilnahme an einem Byzantinisten-Kongress in München, wo beim Frühstück Georg Ostrogorsky am gleichen Tisch saß – 1958/III, und zugleich der erste Schritt in die MGH – 1958/IV, wo Hansmartin Schaller, Rudolf Kloos, Gottfried Opitz, Kurt Reindel den jungen Schweizer zum Oktoberfest mitnahmen, wohl auch Hans Eberhard Mayer, doch dessen bin ich mir nicht mehr sicher. Nun endlich zum 10. November 1958. Eben war wieder eine Schulvikariat zu Ende gegangen, als mein Vater beim Mittagessen mir ein Telegramm in die Hand drückte mit dem kurzen Text: „L'aspettiamo lunedì ore 10 nella sede dell'Istituto“, gemeint das Istituto Italiano degli Studi Storici bzw. Istituto Benedetto Croce. Ein etwas älterer Kommilitone hatte mich im Frühjahr gefragt, ob ich nicht für ein Jahr nach Neapel gehen möchte; ich sollte ihm einen kleinen Brief mit dem Thema meiner Dissertation geben. Doch dann hörte ich nichts mehr und

hatte die Sache schon abgetan. Nun plötzlich war alles anders. Also fieberhaft gepackt und 14 Stunden Bahnfahrt nach Süden – 1958/V. Am Montagabend begann um 17 Uhr im Palazzo Filomarino das erste Seminar unter Federico Chabod, Valdostano, einst aktiver Kopf der Resistenza, dann interniert in Adelboden BE, nun Professor und Politiker und damals der führende Vertreter der italienischen Geschichtswissenschaft, ein halber Kopf größer als wir alle, aber bereits tief geprägt vom Krebs. Zwei Jahre später hielten wir in der Kapelle der Università "La Sapienza" in Rom zwei Tage die Totenwache und trugen ihn dann zu Grabe. Er nahm uns 16 *borsisti* aus acht Ländern einzeln ins Gebet, ließ uns über unsere Arbeiten referieren und deckte mit scharfem Blick methodische und sachliche Schwächen auf, zeigte die Wege zu ihrer Überwindung und vermittelte Kontakte quer durch ganz Italien. Gegen Jahresende durfte ich so für einige Tage nach Rom an das DHI, wo man durch die stets offene Tür seines Dienstzimmers Walther Holzmann, einst Lieblingsschüler des späten Kehr und nun seit dessen Tod Leiter des Göttinger Papsturkundenwerkes, Toscani rauchend über kanonistischen Handschriften sah – 1958/VI.

Noch ahnte ich nicht, dass Walther Holzmann zwei Jahre später mein „Chef“ werden sollte, mich in die Arbeit am Oriens Pontificius des Göttinger Papsturkundenwerkes und in die einschlägigen Schätze von Vaticana und päpstlichem Archiv einführte, wo die Stipendiaten von 8 oder 9 Uhr bis 1.30 Uhr zu arbeiten hatten, nachmittags im Institut, in engmaschig und unerbittlich begleiteten ersten Schritten. Leicht kritisch meinte Holzmann, Kehr habe geglaubt, dies sei die Arbeit eines Jahres, er selbst glaube, dass es doch zwei Jahre dauern werde. Wie Sie alle wissen, bin ich heute nach 58 Jahren immer noch damit beschäftigt. Dort in Rom traf ich auch zum ersten Mal Josef Semmler, nachher 37 Jahre lang ein zuverlässiger Kollege und Freund.

Zurück in Zürich folgten vier Jahre als Assistent von Marcel Beck, dann nach einer Zwischenphase in Göttingen im Historicum mit Wolfgang Petke für acht Jahre der Wechsel nach Kiel, wo meine Mutter studiert hatte – untergebracht im gleichen Haus, wo nun Karl Jordan wohnte –, zu Hans Eberhard Mayer, der 1960/1961 im DHI mir gegenüber ebenfalls an einem großen Schreibtisch gesessen hatte, während Arnold Esch, Rupert Hacker, Peter Herde, Norbert Kamp, Alfred Wendehorst und andere sich an der hinteren Wand einen langen Tisch teilen

mussten. In Kiel „herrschte“ damals Karl Dietrich Erdmann, leicht spöttisch als der „Magier von Kitzeberg“ bezeichnet, aber doch von unbestrittener Autorität.

Noch einmal war offen, wie der weitere Weg sein würde, als die Kieler Zeit einem unwiderruflichen Ende entgegenging. Schon war offen, ob ein Gymnasium oder ein Staatsarchiv in der Heimat für den Reisläufer die künftige Arbeitsstelle sein werde, als unter tatkräftiger Förderung durch den einstigen Römer Kollegen Josef Semmler und Wolfgang Mommsen die junge Universität am Rhein die Möglichkeit gab, von Frühjahr 1976 an im akademischen Unterricht über drei Jahrzehnte lang die Weite der rund zehn Jahre Erfahrungen der Mittelmeerwelt weiterzugeben und in Archiven und Bibliotheken von Malta bis Vilnius und von Budapest bis Aberystwyth in Wales und Lissabon die Trümmer der urkundlichen Überlieferung der Kreuzfahrerstaaten und der geistlichen Ritterorden zu sammeln. Gleichzeitig trat im Laufe der Zeit zu der von Anfang leitenden Dreiecke von lateinischer, griechischer, islamischer Welt das Judentum als viertes unverzichtbar konstitutives Element des Mittelalters hinzu, wie das Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance mit Ringvorlesungen und Tagungen den Rahmen für ein fruchtbares interdisziplinäres Gespräch schuf.

satis sit: Noch einmal aber möchte ich auch vor diesem Kreis danken für gnädige Führung durch 85 Jahre und manche unerwartete, unvorhergesehene Wendung, danken den vier akademischen Lehrern Marcel Beck, Federico Chabod, Walther Holzmann und Hans Eberhard Mayer: Sie haben jeder auf seine Weise mich für die später zufallenden Aufgaben vorbereitet und geprägt. Dennoch meine studentischen Hilfskräfte und Assistenten wissen es: Immer wieder dachte ich mit einer gewissen Wehmut an die Zeit als Gymnasiallehrer zurück, weil eben jederzeit das Lehren als unabdingbarer Teil des *profiteri* mit dem Forschen mindestens gleichauf stand.

Schließen möchte ich daher, im Sinne eines großen hochmittelalterlichen Pariser Lehrers demütig „als Zwerg auf den Schultern von Riesen“, mit einem Satz des Angelsachsen Beda Venerabilis, der mir während 63 Jahre stets vor Augen stand, *profectus discipulorum mihi merces apud Deum* „der Fortschritt der Schüler sei mir der Lohn vor Gott“.

Doch an einem solchen Tag, so scheint mir, soll Dank nicht nur Worte bedeuten.

Daher gebe ich in diesem Kreis die Stiftung eines alle zwei Jahre zu verleihenden Josef-Semmler-Preises für eine hervorragende Promotions- oder Habilitationsarbeit aus dem Bereich der frühmittelalterlichen Geschichte bekannt.